"Der Courier"

Ein Organ deutsch sprechender Canadier.
Erscheint jeden Mittwoch.

Herausgegeben von der „Saskatchewan Courier Publ. Co., Ltd."
M. E. v. Amerongen, Redakteur.
Joseph Oberhoffner, Geschäftsführer.
Geschäftslokal:
1835-1837 Halifax Strasse, Regina, Sask.
Telephon: — Tag: 3391 — Nacht: 2131.
Abonnementspreis:
im Voraus zahlbar.

Inland.

Mittwochausgabe (12—32 Seiten stark)—

	Ein Jahr	Sechs Monate	Drei Monate	Ein Monat
	$3.00	$1.50	$ .75	$ .30

Ausland. — Vereinigte Staaten und Europa.

	Ein Jahr	Sechs Monate	Drei Monate	Ein Monat
Mittwochausgabe	$4.00	$2.00	$1.00	$ .50

Reklamen kosten 70c per Zoll einspaltig. Bei größeren Kontrakten entsprechender Rabatt.
Kleine Anzeigen wie „Zu verkaufen", „Gesucht, usw.:
Für jede Anzeige 1 Zoll einspaltig 75 Cents; für jede weitere Insertion 50 Cents.
Für jede Anzeige 2 Zoll einspaltig $1.25; für jede weitere Insertion 90 Cents.

The Aim of the Foreign Language Newspaper of Canada

To help preserve the ideals and sacred traditions of this, our adopted country, the Dominion of Canada: To revere its laws and inspire others to respect and obey them; To strive unceasingly to quicken the public's sense of civic duty: In all ways to aid in making this country greater and better.

Und dräut der Winter noch so sehr —

Man hat auf den Schlachtfeldern Europas die Beobachtung gemacht, daß die Lerchen, unbeirrt durch den Höllenlärm der Geschütze fröhlich ihre Lieder in die Lüfte hineinschmetterten. Wenn eine Feuerpause eintrat und der Donner der Kanone schwieg, gleich als ob diese grimmigen Ungeheuer Atem schöpfen wollten, dann vernahm der müde Soldat nicht selten aus blauen Himmelshöhen das muntere Getriller der sich aufwärts schwingenden Lerche.

Das ist ein Sinnbild heiterer Lebensauffassung, ein Ansporn der zermürbenden, tatenlosen Entmutigung den Garaus zu machen und frohen Muts und frischer Hoffnung voll, die Zukunft ins Auge zu fassen und beherzt die Hand an den Pflug zu legen.

Ein froher, zuversichtlicher Ausblick in die Zukunft spielt im Lebenskampfe des Einzelnen sowohl wie im Existenzkampfe der Völker eine nicht unwesentliche Rolle. Im Bewußtsein eigener Kraft und der Berechtigung seiner Lebensforderungen und im Vertrauen auf eine göttliche Vorsehung, sich nicht unterkriegen zu lassen, trotz heimtückischer Feinde, trotz härtester Schicksalsschläge, trotz widrigster Umstände — das muß das Losungswort jedes kräftigen Mannes, jedes sich selbst respektierenden Volkes sein.

Als die Juden nach ihrer Rückkehr aus der Gefangenschaft die Mauern von Jerusalem und den zerstörten Tempel wieder aufbauten, führten sie in der einen Hand die Kelle, in der andern das Schwert; sie bauten und hatten zugleich feindliche Angriffe abzuwehren. Diese Doppelaufgabe haben auch die durch einen schmachvollen, ungerechten Frieden geknechteten Völker, namentlich Deutschland und Oesterreich zu erfüllen, wollen sie nicht sang- und klanglos völligem Verderben anheimfallen. Es heißt für sie, die Kelle der Arbeit kräftig zu handhaben und das zertrümmerte Reich aus dem Schutte zu erheben und herrlicher und stolzer denn je wieder aus der Asche erstehen zu lassen. Ruht auch das eiserne Schwert in der Scheide, das Schwert des Geistes darf nimmer ruhen oder rasten. Ausgiebig müssen es die Deutschen benutzen, um das schier undurchdringliche Gewebe der Lüge und der Verleumdung, mit welchem gehässigste Propaganda sie eingesponnen, mit kräftigen Streichen zu zerstören.

Vor allen Dingen muß mit dem Deutschland gewaltsam abgezwungenen Schuldbekenntnis schleunigst aufgeräumt werden. Nur zu schwach hat Deutschland bisher gegen dieses hörende Verbrechen gegen Wahrheit und Recht protestiert. Um so erfreulicher wirkt es nun, daß sich kürzlich in München eine Gesellschaft gegründet hat mit dem Titel: „Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Wahrheit, Recht und Ehre". Ihrem Programm sei folgendes entnommen:

„Die Vernichtungspolitik Frankreichs gegen das wehrlose Deutschland wird immer stärker, Deutschland soll mit aller Gewalt auseinander gerissen werden.

Nach dem Abschluß des Friedensvertrags fanden Konferenzen statt in Brüssel, Spa, Genf, London, Washington, Paris, Cannes, Paris und Genua, auf welchen über das Geschick unseres Vaterlandes beraten wurde.

Auf keiner dieser Konferenzen aber wurde e i n e Frage behandelt, die eine der wichtigsten hätte sein müssen und zwar die der Schuld am Kriege.

Sie mußten im Januar 1920, infolge unserer Wehrlosigkeit das abgepreßte Schuldbekenntnis unterschreiben, das in §231 des sogenannten Friedensvertrags niedergelegt ist.

Der §231 enthält eine große Lüge und gegen diese anzukämpfen, ist die höchste Pflicht jedes wahrheitsliebenden Menschen und besonders jedes Deutschen.

Seit dem November 1920 arbeitet die Deutsche Arbeitsgemeinschaft in diesem Sinne durch Abhaltung von Vorträgen in Vereinen und in öffentlichen Versammlungen, um unser eigenes Volk in dieser Richtung aufzuklären.

Kein Zweifel besteht schon heute bei jedem einsichtigen Volksgenossen, daß Deutschland nur wieder zu einem Aufstieg kommen kann, wenn eine Revision des Friedensvertrages von Versailles erfolgt.

Diese Revision aber wird nur erfolgen, wenn wir einen großen Teil der Weltmeinung hinter uns haben."

Das Verbrechen drängt zum Lichte, die Lüge von Deutschlands Schuld am Weltkriege läßt sich auf die Dauer nicht aufrecht halten — jeder Tag bringt Gegenbeweise, die dem Schwerdtvertrag von Versailles den Boden entziehen, auf dem er steht.

Im Frühjahr 1912 schrib der damalige Präsident Poincare an den französischen Botschafter Cambon in Berlin:

„Die deutsche Regierung scheint mit unermüdlicher Hartnäckigkeit eine Annäherung an Frankreich zu verfolgen, welche nur durch die Rückgabe von Elsaß-Lothringen möglich werden würde. Wenn wir auf solche Annäherungsvorschläge eingingen, würden wir uns mit England und Rußland überwerfen. Wir würden alle g u t e n E r g e b n i s s e der Politik einbüßen, die Frankreich seit langen Jahren verfolgt hat."

Im Jahre 1913 sprach der russische Minister Sasonow die zynischen Worte:

„Die Friedensliebe des Deutschen Kaisers bürgt uns dafür, daß wir den Zeitpunkt des Krieges s e l b s t zu bestimmen haben werden."

Im Jahre 1914 sagte der britische Minister G r e y zu dem Panslawistenführer Brantschaminow:

„England wird an dem großen Kriege teilnehmen, der in ein paar Monaten ausbrechen wird. Für England bedeutet der Krieg erwünschten Ausweg aus den inneren Schwierigkeiten."

Im April 1914 äußerte Clemenceau dem italienischen Handels-Attache Sabini gegenüber:

„In drei Monaten werden wir Krieg haben. Wird Italien mit uns sein?"

In den ersten Kriegsmonaten bekannte ein russischer Diplomat dem Norweger Peter Nansen:

„Hier unter vier Augen kann ich es Ihnen sagen: Wir konnten die deutsche Konkurrenz nicht länger aushalten; wir mußten versuchen, Deutschland niederzuschlagen. Nicht zum wenigsten war die deutsche Ueberlegenheit an Fleiß, Tüchtigkeit und Genügsamkeit allmählich unerträglich geworden. Aber etwas Aehnliches galt für alle Länder. Und jetzt, wo die einzig dastehende — auf die Dauer unerträgliche — Möglichkeit vorlag, daß England sich dem französisch-russischen Bündnisse angeschlossen hatte, jetzt mußte der Versuch gemacht werden, bevor die Liebe zwischen den drei Großmächten wieder erkaltete."

Im Verhältnis wie die Beweise gegen Deutschlands Alleinschuld am Kriege sich mehren, so erheben sie auch kühne, ehrliche Stimmen, welche im Namen der Gerechtigkeit die Revision des Schandvertrages gebieterisch verlangen. Indessen noch werden diese vereinzelten Stimmen durch den Lärm und das Getöse einer wilden Hetze nationalistischer und apitalistischer Abenteurer übertönt; aber uns dünkt es, daß der Tag nicht allzuferne ist, wo die Wahrheit so zu siegreichem Durchbruch kommen wird wie die Sonne durch zerrissenes, wildes Sturmgewölk.

Und dräut der Winter noch so sehr —
es muß doch helle werden.

Die Haager Konferenz.

Ueber die am 15. Juni im Haag eröffnete Internationale Konferenz „zur Regelung der russischen Frage" dringt nur wenig in die Oeffentlichkeit; die Verhandlungen werden hinter verschlossenen Türen geführt, und das Heer der zur Berichterstattung entsandten Korrespondenten ist einzig und allein auf Vermutungen angewiesen, die zur Grundlage nur den von Genua her bekannten Standpunkt der einzelnen Mächte haben, mithin unmöglich als zuverlässig gelten können. Vertreten sind neben den Ententemächten Albanien, Oesterreich, Dänemark, Finnland, Griechenland, Ungarn, Japan, Livland, Lithauen, Holland, Norwegen, Polen, Portugal, Rumänien, Jugo-Slawien, Spanien, Schweden, die Schweiz und die Tschechoslowakei; aber sie alle zusammen haben nur wenig zu sagen und sind in Wirklichkeit bloß eingeladen worden, um wenigstens den Schein der Internationalität zu wahren — die Entscheidung, wie sie auch ausfallen möge, wird von den Alliierten gefällt werden, so es überhaupt eine solche gibt und die bisherigen Wortführer der Siegerstaaten nicht vorher zum offenen Bruche kommen.

Große Hoffnungen setzt anscheinend niemand auf die Konferenz, weil deren Programm den einen Grundfehler hat, die russische Frage als eine Sache zu behandeln, deren Erledigung ausschließlich die Aufgabe des Auslandes ist. Was von diesem verfügt wird, sollen die Russen unterschreiben, und wenn sie sich dessen weigern, dann sollen „andere Maßnahmen" ergriffen werden, eine Drohung, die alles Mögliche in sich begreifen kann, tatsächlich jedoch die Sowjetmachthaber wenig schrecken dürfte, nachdem sie in viel schwereren Prüfungen und Anfechtungen sich siegreich behauptet haben.

Der Standpunkt der Moskauer Regierung hat am Vorabend der Zusammenkunft der bekannte Diplomat Karl Radek noch einmal ohne alle Umschweife festgelegt, indem er erklärte: „Die Haager Sachverständigen-Konferenz wird eher ein Hindernis, als das Gegenteil sein, weil sie keine gegenseitige Diskussion von Problemen bringt, sondern lediglich eine neue vereinte Front des Kapitals schaffen wird. Wenn wir die Erklärung von Hughes und Hoover und die Denkschrift von Poincare nicht als leere Drohungen ansehen sollen, so läuft ihre Forderung darauf hinaus, daß vor den Verhandlungen mit den russischen Delegaten Rußland sein Memorandum vom 11. Mai zurückzieht, in welchem der Standpunkt Rußlands im Wesentlichen zum Ausdruck gebracht wurde. Die russische Regierung befindet sich nicht in einer derartigen elenden Lage, daß sie es nötig hätte, sich von Frankreich oder selbst von Amerika mit Verachtung behandeln zu lassen, ohne dessen wirtschaftliche Mitwirkung die Wirtschaft des russischen Staates nicht wieder hergestellt werden kann. Durch seine Unterstützung der Notleidenden hat Amerika sich etwas Sympathien in Rußland verschafft, die es aber wieder verwirken wird, wenn es die Rolle des Diktators gegenüber Rußland zu spielen wünscht, indem es Rußland derartig verächtliche Forderungen aufzwingen will. Trotz seiner Armut wird Rußland mit dem Ausland ausschließlich auf der Grundlage gegenseitiger Achtung in Verbindung treten."

In einer späteren Unterredung drückt Radek sich noch deutlicher aus, indem er den Alliierten den Vorwurf macht, sie hätten es im Grunde genommen doch nur auf eine restlose Ausbeutung der natürlichen Hilfsquellen Rußlands abgesehen, und zu einer solchen würde das Volk, nachdem es eben erst unter unsagbaren Opfern seine Aussauger abgeschüttelt, unter keinen Umständen seine Zustimmung erteilen. Ferner betont Radek noch einmal, daß eine Regierung, der es gelungen sei, trotz denkbar gefährlicher Gegenrevolutionen, obendrein gegen die Umtriebe der verbündeten Weltmächte, den inneren Frieden herzustellen, sich für stark genug halte, auch weiterhin aushalten, bis endlich auch die Gläubigerländer sich dazu verstehen, in allen Verhandlungen den Grundsatz der Gegenseitigkeit anzuerkennen und in die Tat umzusetzen. Angesichts dieser Haltung wird es kaum möglich sein, im Haag mehr zu erreichen als in Genua, es sei denn, daß Frankreich sich bereit zeigt, den Russen entgegenzukommen, und dazu sind, trotz der kürzlichen Beruhigungstelegramme, nicht die geringsten Anzeichen vorhanden; vielmehr verhandeln französische Staatsmänner rechts und links, um Anhänger zu werben und den Russen eine Art Einheitsfront gegenüberzustellen, aber bisher haben sie, damit, wie es scheint, wenig Glück gehabt, aber das Gegenteil erzielt, indem selbst die ältesten Freunde wankend zu werden beginnen. Bezeichnend in der Beziehung ist nicht nur die Schwenkung, die seit Genua die baltischen Staaten, einschließlich Finnlands, vorgenommen haben, um nicht mit in den Strudel einer französisch-russischen Katastrophe mithineingezogen zu werden, sondern auch das vorsichtige Abrücken von Tschechien und Südslawien, die plötzlich entdeckt haben, daß ihre eigenen Interessen durchaus nicht immer sich mit den französischen decken, zuweilen sogar diesen direkt zuwiderlaufen. Den ersten Anstoß zu dem Werden der Erkenntnis gab der deutsch-russische Vertrag, der seit zwei Monaten eine drohende Wolke am europäischen Horizont bildet und auch im Haag auf die Stimmung aller derer, die vier Jahre lang aus Rußland einen Fetzen nach dem andern für sich herausschnitten, einen beklemmenden Einfluß übt. Kaum eine Woche vor der Eröffnung der Haager Beratungen kennzeichnete ein Artikel des Belgrader Regierungsblattes „Demokratija" die durch Rapallo geschaffene Lage wie folgt:

„In aller Stille bereitet sich ein neuer Bund vor, der nicht nur wirtschaftlicher, sondern auch politischer Art sein wird, ein Bund zwischen dem Deutschen Reiche und Rußland, den man zwar diplomatisch zunichte machen, aber tatsächlich nicht zerschlagen kann. Täglich wird es klarer, daß sich diesem Bande Italien anschließen wird, ferner die skandinavischen Staaten, Polen, Albanien, wahrscheinlich auch die Tschechoslowakei, bestimmt aber Bulgarien, dann die Türkei und Deutsch-Oesterreich.... Dann würde unser Staat von einem glühenden Eisenringe umgeben sein und nur eine Insel bilden im feindlichen Meere. Italien, Albanien, Bulgarien, Ungarn und die Türkei wünschen uns nichts Gutes....Trotz dieser ernsten Lage stehen wir noch immer unentwegt zu Frankreich. Wir haben unser kleines Schiffchen an den großen französischen Fahrer angebunden, wir haben keine bestimmte nationale Außenpolitik, sondern lassen uns stets von andern ins Schlepptau nehmen. Von 1912 bis 1917 führte uns Wenizelos, seither Dr. Benesch und Frankreich, denen wir nichts weiter als eine Staffage sind. Ist denn die Zeit der Befreiung noch nicht gekommen?"

Eine geradezu hysterische Angst spricht aus diesen Zeilen; noch schärfer äußern sich unabhängige Zeitungen gegen das Verbleiben im französischen Fahrwasser, und eine geht so weit, offen eine „Orientierung nach England hin" zu verlangen, weil eine solche bessere Beziehungen zu Deutschland und Rußland versprächen, als ein starres Festhalten an der französischen Politik, die doch nur überall sich Feinde schaffe.

Inzwischen wird im Haag weiter gewühlt — mit Minen und Gegenminen: „Hie Frankreich — hie England!" Im Haag wird die Vorherrschaft entschieden werden; die russische Frage als solche ist längst nicht mehr die Hauptsache, sondern nur noch der Prüfstein für die Messung der gegenseitigen Kräfte — der wirkliche Kampf geht nicht um Rußland; er spielt zwischen London und Paris sich ab um die Führer der Welt!

Irreführende Darstellung der Farmverhältnisse.

Ein Gewährmann machte jüngst in der „Toronto Saturday Night" die verblüffende Entdeckung, daß der Farmer Saskatchewans lediglich aus eigener Schuld nicht vorwärts käme. Entweder, sagt er, ist das vorhandene Betriebskapital nicht genügend, oder man hat sich zu teuere Maschinerie zugelegt, oder man hat zu viel Land, das man nicht gründlich genug bearbeiten kann und dessen Zinsen den ganzen Farmprofit auffressen. Der gute Mann behauptet weiter, daß es nur die Landbarone seien, welche nach Regierungshilfe schreien.

Es läßt sich nun nicht in Abrede stellen, daß manche unserer Farmer, selbst in diesen harten Zeiten, vorwärts kommen und prosperieren. Sie sind und bleiben aber Ausnahmen, die durch glückliche natürliche Verhältnisse und Umstände begünstigt, trotz alldem gedeihen. Indes bleibt die harte Tatsache bestehen, daß für die erdrückende Mehrzahl der Farmer die Produktionskosten dann am höchsten waren, als der Preisabbau einsetzte und die Frachtkosten sich so steigerten, daß von einem Gewinnfall für die Farmer absolut nicht die Rede sein konnte.

Die Farmverhältnisse im Westen sind sehr ernster Natur. Niemand, der einigermaßen auf dem Laufenden ist, kann und wird das ableugnen. Angesehene Fachleute haben das letzthin ungweideutig im Hause der Gemeinen in Ottawa anerkannt. Unverhältnismäßig hohe Kosten für Arbeit, für Dreschen, für Fracht und dergleichen und demgegenüber Abbau der Preise für so ziemlich alles, was der Farmer an den Mann bringen kann, Preise, die in manchen Einzelheiten so tief standen, daß es sich nicht lohnte, die Farmerzeugnisse auf den Markt zu bringen, waren daran schuld.

Diese unhaltbaren Zustände fordern Abhilfe und zwar dringend. Namentlich ergeht immer wieder der Ruf nach einem besseren Verkaufssystem, das sich in der Vergangenheit vorzüglich bewährt und das seine Existenzberechtigung so lange behalten wird, als die augenblicklichen, normalen Verhältnisse weiter bestehen. Nur durch schleunige Abhilfe der schreienden Mißstände auf dem Gebiete der Farmerei kann eine allgemeine Katastrophe abgewendet und dem völligen Ruin derselben rechtzeitig vorgebeugt werden.

Die Darlehensnot der Farmer.

Sekretär Wallace vom Ackerbau-Departement der Vereinigten Staaten macht recht häufig sehr passende Glossen über die Farmerprobleme. Vielfach bedient er sich dabei so allgemeiner Wendungen, daß diese beinah gleiche Anwendung auf canadische Verhältnisse finden wie auf die der Vereinigten Staaten. Bezugnehmend auf die Not der Farmer zwecks Erlangung größerer, langfristiger Kredite, äußerte er sich wie folgt: „Ein sorgfältiges Studium der Kreditmöglichkeiten des Landes drängt einem die Ueberzeugung auf, daß diese fast ausschließlich im Interesse vom Handel und Gewerbe sind. Mit Ausnahme des „Federal Farm Loan System" finden die Farmersnöte kaum irgendwelche Beachtung. Ich will nicht damit behaupten, daß man systematisch daraufhinarbeitet, ein dem Farmer direkt schädliches Kreditsystem auszubauen, sondern vielmehr, daß Industrie, Handel und Gewerbe im allgemeinen in der Lage waren, verschiedene Kreditpläne auszuarbeiten und ihren besonderen Interessen anzupassen. Kreditsystem, welche der Farmer wegen seiner Isolierung und auf Grund individualistischen Charakters seines Geschäftes und mit Rücksicht auf die längere Dauer seines Umsatzes, sich nicht zu Nutzen machen konnte.

Diese Auffassung des Sekretärs Wallace trifft den Nagel auf den Kopf, und unsere kanadischen Banken würden gut daran tun, die Kreditlage mit Rücksicht auf die Farmer mal gründlich zu studieren. Es steht außer Frage, daß die Schaffung von Farmdarlehensgesetze seitens der Regierung sich erübrigt hätte, würden die Banken ihr eigenes Geschäft und ihre wahren Interessen erkannt haben, um die Umzulänglichkeit der bestehenden Darlehenverhältnisse recht zu erfassen und Remedur zu schaffen. Die dem Farmer eigentümlichen Umsatz-Schwierigkeiten erheischen schon in sich Darlehensbedingungen, die grundverschieden sein müssen von denen des Handels und der Industrie.

Kostspielige Geschäftskniffe.

Es ist eine Binsenwahrheit, aß England seine Kolonien als eine fette Milchkuh betrachtet. Englisches Kapital wird in den Kolonien angelegt und wirft in den meisten Fällen enorme Gewinne ab. Nicht das Land als solches gewinnt durch diese Geschäftspraktiken, es sind die Kapitalisten, die unter patriotischer Flagge ihr Geschäftchen machen.

Aber auch die englische Regierung versteht es nur zu gut, sich die politischen und geschäftlichen Beziehungen mit den Kolonien zu Nutzen zu machen. Obwohl diese keine direkten, nennenswerten Vorteile von ihre Zugehörigkeit zum britischen Weltreiche haben, so versteht es das Mutterland doch sehr gut, in kritischen Zeiten die lieben Kolonialkinder zu Frohndiensten heranzuziehen. Man denke nur an den Burenkrieg, namentlich aber an den Weltkrieg, der Canada ungeheure Opfer an Gut und Blut kostete, obwohl es konstitutionell zu keiner praktischen Teilnahme am Kriege verpflichtet war. Wenn nun diese Opfer wenigstens anerkannt würden; wenn England in seinen geschäftlichen Angelegenheiten, speziell mit unserem Lande, das sprichwörtliche „Fair Play" gelten lassen wollte! Aber nein, Canada scheint mehr oder weniger als ein reines Ausbeutungsprojekt behandelt zu werden, was aus folgendem zur Genüge erhellt: Großbritannien schuldet Canada, nach entgültiger Regelung gegenseitiger Forderungen, die durch den Krieg verursacht worden sind, die erkleckliche Summe von $60,000,000. London hat sich nun bereit erklärt, diese Schuld zum Kurs des englischen Geldes vor dem Kriege zurückzuzahlen, d. h. annähernd $5.00 zum Pfund. Canada hingegen besteht darauf, daß das Geld zu dem Kurswerte bezahlt werde, der zur Zeit der Auszahlung gültig ist, d. h. nach dem jetzigen Kurse, etwa $4.40 bis $4.55. Sollte England das Manöver gelingen, so würde es dabei den Profit schmunzelnd einstreichen. Unser Finanzminister ist indes mit dieser englischen Manipulation nicht recht einverstanden, um so weniger, als England seine Zahlungen an fremde Mächte stets nach dem Kurs, der bei der Auszahlung gültig ist, macht. Sollte London seinen Willen durchsetzen können, so bedeutete das für Canada einen Verlust von rund $400,000 bis $500,000. Abgesehen von der Ungerechtigkeit des geplanten Geschäftskniffes, ist unser Land bei der herrschenden Geldnot keineswegs in der angenehmen Lage, aus dieses Sümmchen zu Gunsten der englischen Metropole verzichten zu können.

Prohibition oder Temperenz?

Der geharnischte Ausfall des streitbaren Methodistenpredigers auf der Moose Jaw Konferenz gegen den anglikanischen Bischof Harding wegen seines mutigen Eintretens für vernünftige Temperenz, scheint auch in anderen Lagern eine Menge trockenen Staubes aufgewirbelt zu haben.

In einer Tageszeitung wusch jüngst ein Geistlicher dem edlen Vorkämpfer absoluter Trockenheit gehörig den Kopf. Um die maßlosen Anzapfungen desselben ins richtige Licht zu setzen, stützt sich der Herr auf Argumente der Vernunft, der Tradition und der Bibel. Die Tatsache allein, daß unser Heiland für das Altarsakrament gegohrenen Wein gebrauchte und daß dieser seit 19 Jahrhunderten in allen christlichen Kirchen (mit Ausnahme der Methodisten und einzelner Presbyterianer) zu diesem Zwecke in Gebrauch war, spricht entschieden gegen die engherzige, unbegründete Befürwortung und Forderung absoluter Abstinenz.

Tugend besteht in der Regel nicht in Exzessen, sondern im weisen Maßhalten in allen Dingen. Die Gottesgaben sind uns bescheert worden, daß wir sie nach der Meinung des Gebers genießen. Der edle Traubensaft ist einer dieser Geschenke. Dem freien Willen des Menschen ist es anheimgegeben, die Gottesgaben vernünftig zu gebrauchen oder unvernünftig zu mißbrauchen. Sie mögen uns wohl gelegentlich zum Mißbrauch reizen, aber durch Willenserziehung und durch übernatürlichen Beistand werden uns die Mittel gegeben, den Versuchungen zu widerstehen.

Wäre nun Prohibition das probate Mittel gegen Unmäßigkeit, dann müßte man konsequenter Weise auch die holden Frauen in Acht und Bann tuen. Sind diese denn nicht vielfach Veranlassung zu Exzessen, ja Verbrechen aller Art? Gibt es denn eine Leidenschaft, die stärker und gewaltiger ist als die Liebe? Sind nicht sexuelle Ausschreitungen an der Tagesordnung? Und doch, wem würde es je im Traume einfallen, wegen solch ungezügelter Leidenschaft die holde Weiblichkeit aus unserer Mitte nach dem Nordpol zu verbannen? Est modus in rebus. Wirtschaft, Horatio!

Prohibition ist widersinnig und total falsch. Es ist deshalb allerhöchste Zeit, daß der „Temperence Act" schleunigst den Weg alles Fleisches gehe. Die Regierung sollte, bei völliger Freigabe von Bier und Wein, starke alkoholische Getränke dem Publikum durch Verkaufsstellen zugänglich machen. Die ungeheuren Profite, die jetzt raffinierte „Bootleggers" und lizensierte Schnapshändler schmunzelnd einstreichen, könnten dann dem allgemeinen Wohle der Provinz dienstbar gemacht werden, und zwar für Erziehungszwecke, für bedürftige Farmer, für junge, kapitalschwache Ansiedler, zur Verbesserung der Fahrstraßen u. s. w. Die Provinzialsteuern würden dadurch geringer, Städte und Dörfer würden sich einen guten Prozentsatz der Ueberschüsse zur Verminderung der Munizipaltaxen sichern. Und überdies würde das Ansehen von Gesetz und Autorität wieder gewinnen, ein Ansehen, das durch die fast allgemeine Nichtbetrachtung der Temperenzgesetze sehr stark in's Schwanken geraten ist.

Weg also mit den anrüchtigen Spotters, den Spitzeln, den Geheimpolizisten und dem ganzen Heer heuchlerischer Schnüffler! Man gebe uns eine vernünftige Temperenz-Gesetzgebung, die den vielgepriesenen demokratischen Grundsätzen unseres freien Landes entspricht.

Wenn nun einzelne religiöse Körperschaften in bewundernswerter Anspruchslosigkeit blos klares, unverfälschtes Wasser genießen wollen, so mögen sie es genußfroh tun. Wir sind die letzten, die ihnen eine kühle Blonde oder einen Pokal funkelnden Weines aufdrängen wollen. Aber andererseits verbitten wir uns aufs entschiedenste, daß eine Handvoll Fanatiker fürderhin uns mit Prohibitionsgesetzen schikanieren, die in den Augen der überwältigenden Mehrheit der Bürger dieser Provinz lächerlich, ungerecht und zwecklos sind.

Schlaraffenland Oesterreich!

Es ist kein Scherz, auch keine Dummheit: Unser so klein gewordenes Oesterreichlein ist wirklich das Schlaraffenland — für alle Welt, nur nicht für uns Oesterreicher selber. Den Tschecho-Slowaken, den Südslawen, den Reichsdeutschen, noch mehr den Franzosen, Italienern, Engländern, besonders aber den Schweizern, Holländern, Amerikanern und gar den Japanern ist Oesterreich einfach das Schlaraffenland, in dem Milch und Honig fließt und gegen einen kleinen, ganz kleinen Regiebeitrag in den Mund rinnt. Was man bei ihnen für einen Dukaten kauft, kostet bei uns nur einen Pfennig, genau so wie es im Märchen vom Schlaraffenland steht. Und wenn einer nur einen Finger rührt oder „pst pst" macht, ja nur mit den Augen winkt — es darf nur beileibe kein Oesterreicher sein, der diesen Zauber spielen läßt! — dann fliegt ihm alles zu, die feinsten Eßwaren, die weichsten Gewebe, die kostbarsten Zierstücke, die heimeligsten Altsachen, von denen vorher alle Familienmitglieder geschworen, daß sie sich um nichts in der Welt von ihnen trennen würden, die seidenschönen Blicke und selbst jungrote Herzen von Wienerinnen, die noch vor ein paar Jahren jeder als ehrbarste Frauen ansprechen mußte. Und, noch einmal, alles kostet, für den Ausländer, nur einen Pfennig, was ihn wo anders einen Dukaten kostet. Deswegen kommen sie auch aus aller Welt zu uns, bis auf die Australier und Finnen, die der Wiener Musikstadt etwas vorgeigen oder vorsingen wollen, die Hottentoten und Feuerländer....So in alle Welt ist der Ruf des neuen Schlaraffenlandes gedrungen. Man braucht sich von keinem Blinden den Weg weisen, von keinem Stummen den Weg sagen zu lassen! Und nicht einmal den Milchlöffel braucht man mitzubringen, nur Augen zum Sehen, Mäuler zum — Essen und Hände zum Greifen.

Wäre es nicht an der Zeit, daß der Staat, der diese Vergnügungsstätte für Fremde geschaffen hat und alles tut, um die Fremden nur ja nicht in ihren Trieben (es soll nicht bloß „Treiben" heißen) zu behindern, endlich einmal daran dächten, auch um dies Schlaraffenland eine behagliche Mauer aufzurichten, aber nicht von Reishrei, sondern von Abgaben, Eintritts- und Aufenthaltsgebühren oder ähnlichen ausgleichend wirkenden Hemmungen? Es geht doch nicht an, daß der österreichische Staat für die Angehörigen aller fremden Staaten eine so spottbillige Vergnügungsstätte unterhält, während gerade durch deren Schlemmen, Prassen, Hamstern und Handeln Oesterreich zum Hungerlande wird für die eigenen Einwohner, die nichts zu essen haben, keine Wohnung finden, nicht auf den eigenen Eisen- und Straßenbahnen fahren können, nicht in ihre Theater kommen, die eigenen Hochschulen nicht besuchen können.

Dr. Karl Mumelter.

Made in Germany.

Wilhelm Neumann, ein junger Kaufmann, hat Anstellung in einem Londoner Geschäftshause gefunden. Sofort läßt er sich neue Visitenkarten mit W i l l i a m N e w m a n drucken und heftet stolz ein Exemplar davon vor seine Zimmertür. Ein Freund und Landsmann, der ihn besuchen will, liest erstaunt den anglisierten Namen seines Kollegen und verzichtet auf den Besuch. Bevor er sich jedoch zum Gehen wendet, zieht er noch schnell seinen Bleistift und schreibt groß und deutlich unter den Namen: „Made in Germany".

Wunderliche Küchenzettel

Von Dorothee Goebeler.

In den Berliner Markthallen stehen die Frauen wieder einmal in langen Polonäsen. Nach billigem Fleisch stehen sie an. Früh, im grauen Morgendämmern, kommen die ersten, draußen in den ärmeren Vierteln sind sie sogar in der Nacht schon da. „Meine Nachbarin hat sich ein Stühlchen mitgenommen und Kissen und Decken", erzählte eine Frau in der Straßenbahn. Als ich neulich durch die Lindenhalle ging, habe ich den langen Zug selbst gesehen. Mit müden, abgespannten Gesichtern, durchnäßt, halb erfroren, standen diese unglücklichen Frauen und warteten, bis die Reihe an sie kam, ein Bild des Elends und des Jammers. Manche geht von diesem stundenlangen Warten sicher mit einem Keim böser, dauernder Krankheit heim. Ist das bißchen billigere Fleisch, das dort zu haben war, solch Opfer und all die Mühe und Beschwerde wert? Müssen wir überhaupt Fleisch essen?

Angesichts dieser Frauen fiel mir eine Schar anderer Menschen ein, in deren Kreis mich vor kurzem der Zufall warf, und die — niemals Fleisch essen.

Wir haben nämlich in Berlin eine sehr große Gemeinde, die der „Masdasnanlehre" huldigt, Männer und Frauen, alte und junge Leute. Unter Masdasnan verstehen sie eine angeblich uralte „arische Lebenslehre". Masdasnan will den Menschen der weißen Rasse zu einer höheren Lebens- und Entwicklungsstufe heben, und das körperlich und geistig. Masdasnan verlangt von seinen Anhängern zunächst eine sehr gut ausgebildete — Atemtechnik, die, in genau vorgeschriebenen Uebungen erworben wird. Richtiges Atmen sei halbe Gesundheit; mit dem richtigen Ausatmen entferne man den überflüssigen Sauerstoff aus dem Körper und fülle ihn mit neue Lebenskraft. Daneben hin gehen rhythmische Uebungen, Willensübungen, die den Geist lehren, den Leib und seine rein animalischen Regungen zu beherrschen.

Wie gesagt, diese Ernährungsreformen nach „altindischem Muster" haben eine außerordentlich vereinfachte Ernährungsmethode, die unserer Meinung nach für unser kaltes Klima nicht ausreicht, aus den aber der Kuriosität halber einiges hier wiedergegeben werden soll. An die Stelle des Fleisches setzt der Masdasnanjünger den „lebendigen" Weizen. Er ist angeblich ein Volksnahrungsmittel erster Ordnung. Weizen, zwölf Stunden eingeweicht und dann weichgekocht, soll mit Tomaten-, Petersilien- oder Knoblauchtunke alle anderen Nahrungsmittel übertreffen. Mit geriebenen Mandeln angerührt, soll er sogar dem verwöhntesten Geschmack genügen. Sehr viel Wert wird auf ein genaues Zusammenklingen von Ernährung und Jahreszeit gelegt. Man soll im Winter anders essen als im Frühling oder im Herbst. Im Sommer soll man vorzugsweise — roh essen. Eine große Rolle spielt das Fasten. „Die Krankheit, von der wir uns zuerst zu befreien haben, ist der Appetit," heißt es in einem Masdasnan-Lehrbuch: Wir essen zu viel. Das Frühstück ist schon überflüssig, zwei Mahlzeiten braucht der Mensch nur am Tage; Mittag- und Abendbrot. Die Fastenzeit, in der wir augenblicklich stehen, beruht auf uralten arischen Ernährungslehren. Der erste Frühling ist die Zeit, in der der Körper die geringste Nahrung braucht, weil er ausscheiden soll, was er im Winter aufgesammelt hat.

Etwas unfreundlich schauen uns ja die Speisezettel der Masdasnanleute an. Da heißt es für den ersten Frühling: Morgens: Schafgarbe, drei Minuten barfußgehen, Gesicht und Hände im Morgentau waschen (Wo kriegst du den aber her in der Großstadt?) Ein anderes Frühstück: 5 Minuten im Grase laufen, eine Tasse Veilchentee trinken oder Veilchenblüten essen. Nummer 3: Eine halbe Minute rennen, bis einem der Atem ausgeht, Veilchenblüten essen. Am nächsten Tage stellt man die Beine morgens zur Abwechslung zwölfmal in kaltes Wasser, läuft dann bis sie trocken sind und ißt — Sauerampfer.

Mittag- und Abendbrot sind reichlicher. Da gibt es Mittags: Ananassaft und Brödchen mit Nußbutter, abends aber Quarkauflauf mit Nußspeise, Leinsamenröllchen, Löwenzahnsalat und Tapiokaauflauf; oder mittags Rührei, Maize, Kopfsalat mit Zwiebelröhrchen und Eiertunke. Abends: Eierrippchen mit Pilztunke, Zwieback, Löwenzahnsalat und Reisauflauf. Im Sommer nährt sich der Masrasnanjünger ausschließlich von Früchten, sowie es angeht, von rohen. Da heißt es: Früh: Kirschen, mittags: Erdbeerkuchen, abends: Kirschkuchen mit Sahne. Am weiten Tag: Früh: heißes Wasser, mittags Kleiengetränk, abends: Reislocken mit Sahne, Salat von rohen roten Rüben usw. Hübsch sind die „Herbstdiners". Hier einige Speisefolgen: ein Apfel, eine Apfelsine, eine Feige, drei Mandeln, ein Eßlöffel Pinienkerne; oder: eine Banane, eine Apfelsine, ein Teelöffel Pinienkerne, Erdnußlack, eine Karotte und eine rote Rübe gerieben mit Petersilie oder Zwiebelröhrchen, Schrotbrot. Abends ißt man dann kräftiger, etwa: Maiskolben, Schwarzwurzelbrat-

(Fortsetzung auf Seite 6.)